

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 213 (1934)

Artikel: Aus der Werkstatt appenzellischer Künstler

Autor: Liner, Carl / Schmid, Emil

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374941>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus der Werkstatt appenzellischer Künstler.

Vorberkunft. Die manigfältigen Vorzüge unseres Appenzellerlandes sind weit herum bekannt; wie viele aber wissen, daß das grüne Hügelland zu Füßen des Säntis in seinen sauberer Dörfern auch eine stattliche Anzahl tüchtiger Künstler beherbergt? Jeder unter ihnen schafft nach seiner Eigenart und der Besonderheit seiner Begabung, unbekümmert um den Lärm des Tages und der Mode, Werke, die es verdienen, in noch weiteren Kreisen bekannt zu werden, als sie es schon sind. Aber nicht über sie schreiben wollen wir, sondern sie sollen selber zum Wort kommen und uns von ihrer Kunst und ihrem Leben erzählen. Dabei wird mancher erkennen, daß es sich bei der Kunst nicht um einen entbehrlichen Luxus, sondern um eine ernste und große Aufgabe handelt, die recht zu erfüllen, der Künstler seine ganze Lebensarbeit einsetzt. Für dieses Jahr sollen Carl Liner, Appenzell, und Emil Schmidt, Heiden, zu Worte kommen.

*

„Kunst ist nicht Luxus. Sie ist so nötig und so nützlich wie der Sonnenschein. Wo sie nicht hinscheint auf irgendeine Weise, entsteht Kälte, Unfruchtbarkeit, ja geistiger Zerfall. Ich meine dabei nicht die Kunst, mit der man Handel treibt, mit der man gesellschaftliche Achtung erwirkt, auch nicht in erster Linie die Kunst als Beruf und Erwerb. Die Kunst als Naturerscheinung ist dem Menschen eigen von Anbeginn, als schöpferische und entwickelnde Kraft, die aus allem, was er treibt und bildet, ein Zeugnis seines göttlichen Ursprungs macht.“

Aus allen Zeiten des Menschen sind uns heute Werke bekannt von hoher Vollendung. Sie bekunden, daß die Kunst nicht gebunden ist an bestimmte Lebensformen, an Kultur und Wissenschaft, sondern daß sie Blüte und Frucht sein kann in jeder Art und Form des menschlichen Daseins, geboren aus unserer Beobachtung, aus den willkürlichen oder unwillkürlichen Wahrnehmungen unserer Sinne. So reich hat die gütige Natur unsere Sinne geschaffen, unsere Augen, unsere Ohren, unser Tasten, Fühlen aller Art, daß wir damit Freuden in unser Leben schöpfen, für die wir einen Ausdruck suchen und einen Dank durch unsere Tätigkeit, unsere Arbeit.

Die Höhlenmenschen zeichneten die Tiere ihrer Jagd mit den einfachsten Mitteln an die Wand,

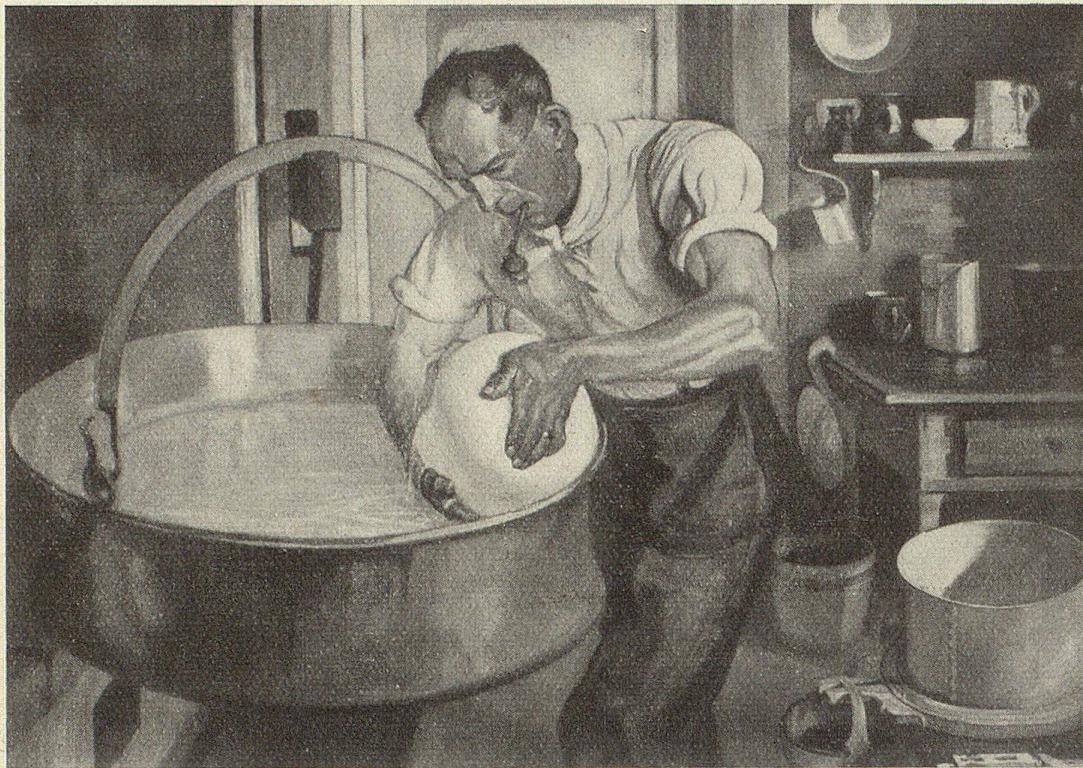


Kirchgängerinnen. Nach einem Gemälde von C. Liner.

so lebendig und frei, daß wir ihre Sicherheit und hohe Kunst bewundern müssen. Wir sehen, daß es keiner akademischen oder wissenschaftlichen Schulung bedarf, um Gutes zu leisten; aus der Sicherheit erwuchs die Freude und die Selbstverständlichkeit dieser Kunstuübungen.

Anders die geschickten Handwerker und Baumeister des Mittelalters. Aus Erfahrung und Ueberlieferung bauten sie die Grundlagen für ihr solides Werken auf, dessen Stolz ihre Zeit beherrschte. Gutes Handwerk erweckt erst Freude und Genuss am täglichen Schaffen, das goldene Handwerk war der Boden, auf dem die Kultur ihre reiche Entfaltung fand.

Die Mifachtung und Vernachlässigung des Handwerklichen in der Kunst ist ebenso falsch wie dessen



Der Käser. Nach einem Gemälde von C. Liner.

Ueberschätzung. Ebenso verhält es sich mit dem Triebhaften und Primitiven. Beide gehören zusammen. Wo das unmittelbar Gefühlte, die treibende seelische Kraft fehlt, da enden wir in Routine und Verstellung; nichts kann die Aufrichtigkeit erlegen, die auch ein ungeschicktes Werk zum Kunstwerk erheben kann.

Unsere Zeit steht noch mitten in der Spekulation über Methoden und Geschicklichkeiten; wie könnte es anders sein, wo die Kunst in allen ihren Erscheinungsformen, in Musik, Theater, Literatur usw., der allgemeinen großen Verwirrung und der geschäftlichen Ausnutzung verfallen ist.

Umso kostlicher ist die stille Besinnung und umso erquickender, umso dankbarer erkennen wir es, daß die Kunst uns befreit von den Suggestionen und den quälenden Sorgen der ewig in Eigennutz und Eigentheiliebe irrenden menschlichen Gesellschaft. Jedes wirkliche Kunstwerk, so bescheiden es sei und aus welcher Zeit und Gegend es stamme, es ist ein Träger dieser befreienden Kraft. Wie wäre es sonst möglich, daß wir von dem kleinen Werke eines indischen Künstlers oder von einem einfachen Werke Holbeins so tief ergriffen werden? Oft weit stärker als von dem größten Werke eines Rubens?

Ich hatte oft zu entscheiden zwischen verschiedenen Bildern heutiger Künstler, fast immer wurde ich von einzelnen stärker angezogen, ohne daß ich vorerst den Grund bestimmt angeben konnte. Mit der Zeit erst war es mir klar genug, daß es bei diesen Arbeiten dem Künstler wohl ums Herz gewesen war und daß

erst bei restloser Hingabe unsere Arbeit klar und rein und ohne hemmende Unsicherheiten dahinsließt. Der Ausspruch des französischen Bildhauers Rodin trifft den Nagel auf den Kopf: „In der Kunst ist die Aufrichtigkeit das einzige Gesetz.“

Ja, die Aufrichtigkeit gibt uns den Freibrief und unsere Liebe zur Natur und zu den Menschen, die wir als eine Welt empfinden, die uns die Wunder der Schöpfung täglich neu vermittelt. Wie schön, wie herrlich ist schon das Kind, welche Freude, seine Zartheit und seinen Glanz zu malen.

Wie schön ist es, das Werden und Wachsen zu sehen und vor allem, was offenbart sich uns, wenn wir den Menschen in seiner Arbeit sehen und wiedergeben. Das war mir immer das eigentliche Ziel, diese Verbundenheit mit Natur und Leben und Vergangenheit. Welche Freude, welcher Stolz und welche Zufriedenheit strömen uns da entgegen, wo der Mäher mit der Sense uns entgegenkommt oder der Handwerker mit dem wunderwirkenden Hanimer, und wo uns früher der Fabrikant die saubere, helle Arbeitsstätte zeigte, da war es auch so. Unvergänglich bleibt mir mein erstes Modell im Appenzellerland. Das war die „Kästlis Rosi“ in der Speicherschwendi, eine Frau von 80 Jahren, die noch alle Tage, Sommer und Winter, in ihrem Webkeller von früh bis abends am Webstuhl arbeitete. Da flog das Schifflein schneidig, so mit einem gewissen Kling-Klang, hin und her und die munteren Hände der Weberin und ihre immer noch flinken Füße hoben sich und senkten sich und ich schaute in das Gesicht mit den



Am Brunnen. Nach einem Gemälde von C. Liner.

immer noch putzigen und lebensfrohen roten Bäcklein und empfand das Lied der frohen Arbeit. Und hinter der Weberin sah man den Hühnerstall, mit einem netten Bußgeschenk abgeschlossen. Dahinter scharrten und hantierten die Hühner, als hätten sie es ebenso eifrig, denn es war im kalten Januar. Und ich schämte mich beinahe, wenn es mich an die Finger fror beim Zeichnen, während die fröhliche Weberin nichts von der Kälte zu spüren schien.

Und abends kam meine Schwester und holte mich ab und wir gingen zusammen in den „Bären“, wo man die guten „Pantli“ bekam und tranken mit der Rosi dazu etwas guten Bernecker. Die Rosi berichtete und sagte uns, wie gerne sie noch lebe; es wurde ein bisschen Musik gemacht und ich habe mit dem lieben alten Fraueli noch ein ganz kleines Tänzchen geschwungen.

Wenn ich dann wieder nach München kam und den Bauern in Bayern zusah, in Dachau mit ihren Rossen und ihrem Bier, so konnte ich mich nie recht entschließen, ihnen näherzukommen.

Wir haben in der Ostschweiz ein ganz besonderes Völklein, die Mischungen aus Kultur und Rasse haben sicher glückliche Wirkung gehabt und den Grund gelegt zu den Fähigkeiten, die nötig waren zur Entwicklung eines Wohlstandes, einer gepflegten Bauweise und Lebensführung, wie sie in solchen Höhen und abseits von den Verkehrswegen uns manchmal kaum erkärtlich scheinen.

Dem Interesse am Volke gegenüber trat bei mir das Interesse an der Landschaft eher zurück, denn

die vielen Häuschen und kleinen Wäldchen störten mich, und erst spät lernte ich diese Hindernisse durch das Atmosphärische zu überwinden.

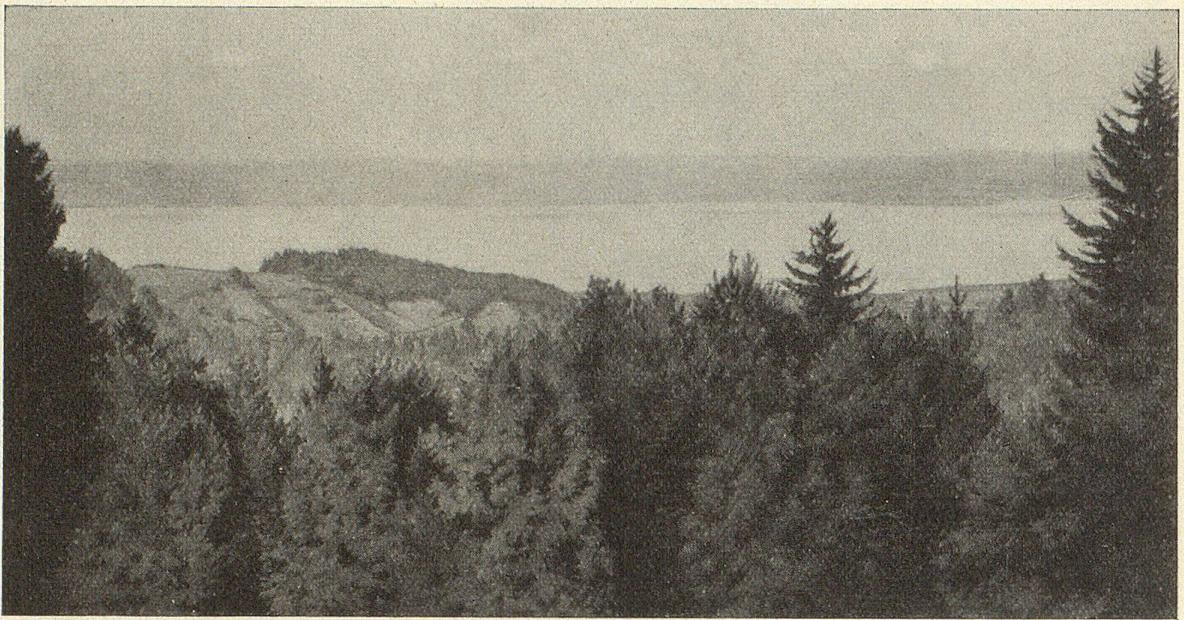
Zudem war früher die Verpflichtung zum Zeichnerischen und zur Kleinarbeit größer. Es ist ein Verdienst und ein Gewinn der neueren Anschauungen in der Malerei, daß das Kleinliche und das überwiegende Interesse am Gegenständlichen zurücktraten gegenüber der Freude an Farbe und Licht und guter Beobachtung. Heute ist auch die Scheidung nicht mehr üblich und nötig, die uns eine Zeit lang in die Schablonen der Historie, der Landschaft, der Bildnismalerei usw. zwang. Wir haben wieder etwas von der Freiheit Rembrandts, der in jedem Sattel sicher saß. Wohl hat einer seine Stärke hier und der andere dort, und das ist gut so. Denn wir wollen wieder einen Reichtum von verschiedenen Gearteten, und die Haupsache ist, daß jeder ein guter Maler sei.

Das soll ein Bekenntnis sein und jedem guten Maler wünsche ich, daß es ihm wohl ergehe in unserem Lande und daß er lange darin leben möge. Noch ist viel zu tun; noch weiß man nicht, welche schönen Blume die Ostschweiz sein könnte in dem bunten Strauß der schweizerischen Kunst.

Carl Liner, Appenzell.

*

Feder weiß, oder sollte es wenigstens merken, daß der Kalendermann Jahr für Jahr bestrebt ist, seinen Lesern neben dem Althergebrachten auch stets etwas Neues und Unbekanntes zu bieten. So ist ihm dies-



Bodensee-Landschaft. Nach einem Gemälde von Emil Schmidt.

mal der Einfall gekommen, seine Leser einen Blick unter die verschiedenen Bruststücke der appenzelischen Künstler tun zu lassen. Als ob das eine einfache Sache wäre! Ich glaube nämlich kaum, daß der Kalendermann von jedem meiner Berufsgenossen erwartet, daß er seine Werkstatt beschreibt, seine Instrumente aufzählt und eine Liste aufstellt über seine sämtlichen geratenen und ungeratenen Werke. Ich vermisse viel eher, es sei ihm darum zu tun, eine seelische Verbindung zu schaffen zwischen Volk und Künstler. So mag denn jeder von uns sein Bestes beisteuern, um des Kalendermanns Wunsch zu erfüllen.

Unser beider Los ist es, den „Reigen“ zu eröffnen, oder besser gesagt: Brücken zu bauen zwischen Publikum und Künstlern: Daß es dabei in erster Linie darauf ankommt, die inneren Beziehungen zu beleuchten, ist ebenso selbstverständlich wie schwierig; denn selten wird die unverhoffte Beleuchtung eines unbekannten Gegenstandes als angenehm, sondern viel eher als rücksichtslos empfunden. Zum Erkennen der Einzelheiten ist jedoch starkes Licht Bedingung. Licht schafft Klarheit, und ohne Klarheit gibt es keine Wahrheit. Darum soll niemand etwas Anderes hinter unseren Ausführungen suchen, als das, was dahinter stecken soll und unmittelbar daraus spricht: Das Bedürfnis nach gegenwärtigem Verstehen.

Meine Haupttätigkeit ist die Bildnismalerei. Damit ist bereits angedeutet, daß ich bei den meisten meiner Arbeiten in engere Beziehung zu mindestens einem Menschen, nämlich dem Modell, gerate. In diesem Augenblick teilen sich bereits meine Möglichkeiten in zwei Lager: erstens in das ideale Verhältnis zwischen Maler und Modell, wenn ich mir letzteres selber auswählen, oder es ganz nach meinem Bedürfnis gestalten darf. Zweitens in das

abhängige Verhältnis, wenn ich im Auftrage eines Anderen eine bestimmte Persönlichkeit zu porträtieren habe und ich dabei mancherlei Wünsche und Vorschriften des Auftraggebers oder des Modells in bezug auf die Ausführung des Bildnisses berücksichtigen soll.

Aus leicht erkennbaren Gründen ist das Glück des erstgenannten Falles selten und läßt sich nicht allzuoft mit der zweiten Möglichkeit auskosten. Male oder zeichne ich jemanden „auf eigene Faust“, so ist meist schon die Grundlage da für ein ersprießliches Schaffen, nämlich die freudige und vertrauende Hingabe des Modells und meine unheimliche Hingabe an das Problem.

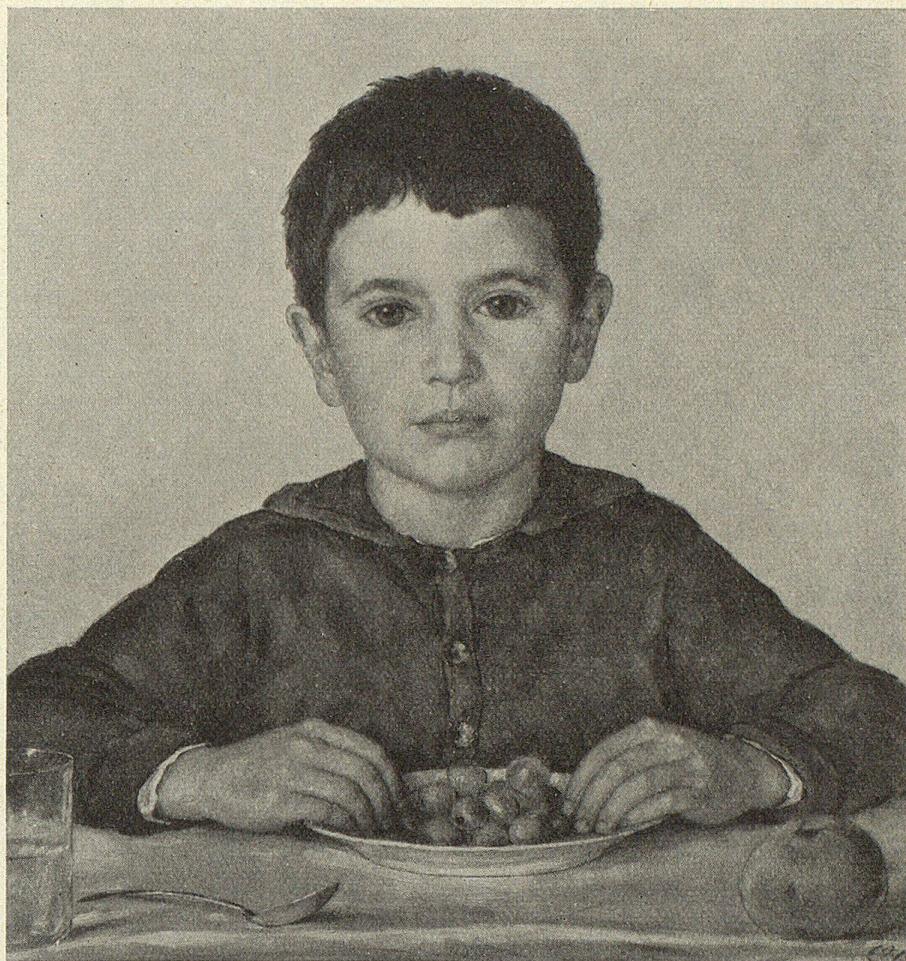
Handelt es sich um einen Auftrag, so ist oft schon das Modell, sicher aber seine Angehörigen und Freunde, gespickt mit falschen Erwartungen und Vorstellungen: Ob dieses oder jenes Kleid günstiger, ob diese oder jene Haltung vorteilhafter, ob diese Handstellung oder jene eleganter sei usw. Ihr merkt bereits, liebe Kalenderleser, daß die Schwierigkeiten beginnen, denn daß die „Geschmäcker“ grundverschieden sein können, wißt ihr sicher so gut wie wir. Wo hört nun aber das „Recht“ des Publikums auf und wo beginnt die „Alleinherrschaft“ des Künstlers? In dieser Frage Klarheit zu schaffen, betrachte ich als meine heutige Aufgabe.

Die gefährlichste Klippe, die der Bildnismaler zu umschiffen hat, ist die Eitelkeit, die Gefallsucht der meisten Menschen. Fast alle diejenigen, welche porträtiert werden sollen, möchten — oder sollten — möglichst vorteilhaft, liebenswürdig, angenehm, salonfähig — und dabei möglichst „ähnlich“ dargestellt werden. Bedeutet aber diese gewünschte „Ähnlichkeit“ in jedem Fall auch eine unbedingte Wahrheit? Leider nicht. Aber darauf kommt es den Wenigsten an. Das vorteilhafte Aussehen ist für sie be-

stimmend und ausschlaggebend. Wo bleibt dabei aber die Kunst? Jeder, der Ohren hat zu hören, sei es gesagt: Wer in erster Linie ein frappant ähnliches und zugleich möglichst vorteilhaftes, geschmeicheltes Konterfei wünscht, der wähle sich lieber keinen wirklich aufrichtigen Künstler, sondern trage seine Wünsche zum Photographen, welcher alle Fähigkeiten und Möglichkeiten besitzt, um das Gewünschte herbeizaubern. Vom wirklichen Künstler darf man nicht mehr verlangen, als er geben kann und nicht weniger erwarten, als er geben will. Ich möchte an dieser Stelle einen Großen für uns reden lassen, nämlich Goethe in den „Wahlverwandtschaften“: „Man ist niemals mit einem Porträt zufrieden von Personen, die man kennt. Deswegen habe ich die Porträtiisten immer bedauert. Man verlangt so selten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von diesen — den Porträtmalern — fordert man's: Sie sollen einem Jeden sein Verhältnis zu den Personen, seine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; sie sollen nicht bloß darstellen, wie sie einen Menschen fassen, sondern wie jeder ihn fassen würde.“

Die Leute machen sich wohl unklare — und sicher zum großen Teil unrichtige — Vorstellungen vom Leben der Künstler, aber an das tiefe Erleben des schaffenden Künstlers denkt selten jemand. Dieser grundlegenden Besonderheit steht man fremd und verständnislos gegenüber und daraus ergibt sich die innere Kluft zwischen Publikum und Künstlerschaft.

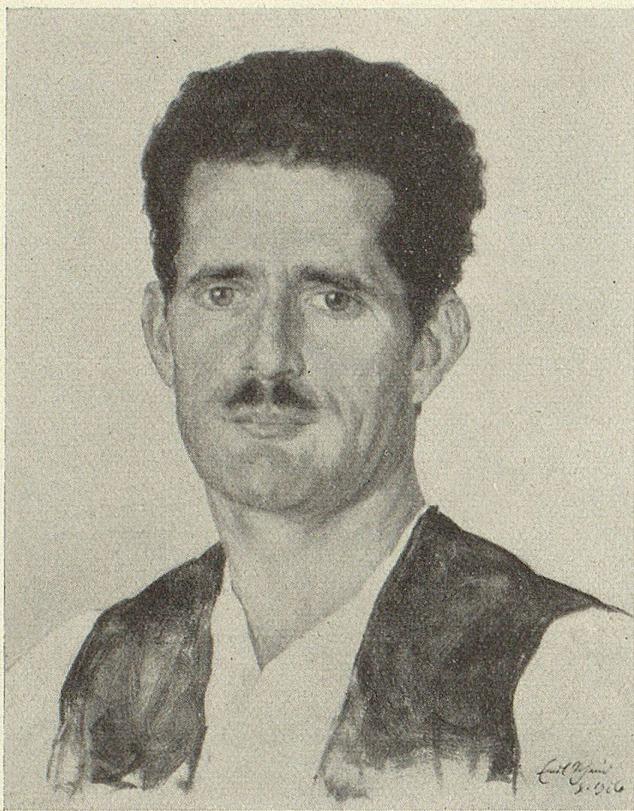
Steht der Maler demjenigen Menschen gegenüber, den er im Bilde darstellen will, so drängt sich ihm vorerst das Formale, das Neuherliche, das ohne weiteres Sichtbare auf. Je mehr er nun Linie für Linie und Zug um Zug des Modells studiert und bearbeitet, umso tiefer dringt seine Seele in das Wesen des anderen ein, umso mehr fällt alles, was Maske, was Pose, was Beherrschung ist, vom anderen ab; mit jedem einzelnen Ausdruck zeigt sich der Kern, das innerste Wesen des anderen unverhüllter, wahrer. Der Mensch zeigt sich dem Künstler unbewußt, wie er ist; er macht zugleich eine Wandlung durch, indem er durch des Künstlers Wesen und Eigenart hindurch ans Licht dringt und durch ihn auf die Leinwand gebannt wird. Dadurch entsteht jene höhere und tiefere Ähnlichkeit, welche allein berechtigt ist, einem wirklichen Kunstmaler dienstbar zu



Knabenporträt. Nach einem Gemälde von Emil Schmid.

sein. Mit der alltäglichen, oberflächlichen, gefallssüchtigen Ähnlichkeit hat sie nicht das Geringste zu tun. Diese letztere ist die Todfeindin jedes wirklichen Kunstwerkes — und wenn sich ein Künstler durch unverständige Auftraggeber zu dieser verwerflichen Ähnlichkeit zwingen läßt, so verliert er die kostbare Perle der wahren Kunst und wird zum Hampelmann der Kunstverständig Sein- oder Scheinenwollenden. Zwar darf man diese unterlegenen Künstler nicht ohne weiteres verurteilen; so sehr wir jenen die Achtung versagen müssen, welche aus einer Gewinnsucht sich den unkünstlerischen Instinkten des Publikums anpassen, so sehr müssen wir Mitgefühl haben für jene, welche aus Not, aus Sorge um die Existenz ihrer Familie sich gezwungen sehen, sich zu fügen und in Kompromissen zu verlieren. In diesem Sinn lernen wir erst die ganze Größe z. B. eines Rembrandt, eines Franz Hals erkennen: Sie sind sich selber und ihrer hohen Kunst treu geblieben und — sind dafür im Elend gestorben! —

Ein Bildnis ist umso größer, je größer es als Kunstdenkmal ist, ohne Berücksichtigung seines gegenständlichen Interesses. Wie viele unserer Auftraggeber und Käufer sind Kunstverständig genug,



Männerporträt. Nach einem Gemälde von Emil Schmid.

um diesen Maßstab an unsere künstlerischen Arbeiten zu legen? Mit dieser Frage wird immer wieder das Problem der Ähnlichkeit aufgerollt. Natürlich soll ein Porträt ähnlich sein. Es kann aber nicht nach der Auffassung jedes einzelnen Beschauers frappant ähnlich sein, denn der eine findet diesen, der andere jenen Ausdruck charakteristischer. Das Porträt ist aber gleichsam eine Summe von Ausdrücken, im Gegensatz zur Photographie, welche nur den Ausdruck eines Augenblicks festzuhalten imstande ist.

Im Interesse sowohl der Kunst, als auch der Künstler ist zu hoffen, daß es trotz allem auch in unserer „schnellen“ Zeit noch Menschen gibt, die das tiefer dringende Künstlerauge nicht scheuen und die es getrost dem Maler oder Bildhauer überlassen, das Wesentliche aus ihrem Inneren herauszuholen.

Emil Schmid, Heiden.

Der Kaminfeiger.

Eine heiterernste Geschichte von F. Friedli.

Trotzdem Mettler Christen als Kaminfeiger genug Rauch und Ruß zu schlucken bekam, mochte er doch ums Leben gern etwas essen, das schon länger in Rauch und Ruß hing. Zwar wollte das von den Bauersleuten selten jemand merken, wenn er auch noch so sehr um ihre Schinken und Rippeli herumredete, die in ihren Kaminen hingen. Zuweilen fand

er aber doch eine gemerkige Bauersfrau, die ihm dann ein geräuchertes Rippeli oder zwei in seinen rufigen Kittel schob. Aber was war das für eine so große Schar, die sich daheim um den Kästisch scharte! Sechs Buben und drei Mädel, keines mehr als ein Jahr vom andern auseinander. Zwei waren sogar miteinander zur Welt geboren. Sogar die abgenagten Rippeli mußten noch zerkleinert werden und dann sog jedes daran, solange ein wenig Saft herauszulaugen war.

Nun war schon wieder mehr als ein Vierteljahr vorüber, seitdem ihm das „um das Geräucherte herum reden“ etwas eingetragen hatte. Es schien, als hätte ihn da alles verlassen. Schon mehr als ein Mal war er in der Versuchung, selbst ein Stück aus dem Kamin auszulesen, wenn einmal niemand in der Nähe war, aber immer noch hatte ein weißes Engelein den schwarzen Kaminfeiger davor bewahrt und nachher, wenn er wieder im Freien war, pries er sich glücklich, der Versuchung entronnen zu sein, froh darüber, daß doch seine Seele noch nicht schwarz geworden sei.

Als aber nach Verfluß von wieder einem Vierteljahr nichts von einem Kamin herunter von harmloser Hand in seine Tasche gesteckt wurde, — nun, da war sie eben doch einmal gefüllt mit einem schönen Stück, das ungeschenkt und unbezahlt war. Das war wohl auch die Ursache, daß er diesmal schneller heimzukommen suchte. Das war es auch, daß er den Entschluß faßte, diesmal an der Gartenwirtschaft zur „Krone“ vorbeizugehen, ohne sein Möschtl zu trinken. Aber, sagte er sich im letzten Moment noch: das könnte gerade auffallen, und als er den Hubersepp schon dort sitzen sah und jener ihn auch erkannte, da durfte er nicht vorbei. Sein „Geräuchertes“ hatte er zuvor im Mooswäldli oben, durch das er hindurch mußte, aus der Tasche genommen und auf seinem Kopf unter dem großen Zylinderhut verborgen.

So faß er denn vor seinem Glas Most, um damit den Ruß aus seiner Kehle zu spülen. Wenn er nur auch den, der sich ihm auf die Seele gelegt hatte, hätte wegspülen können! Ach, wäre das Fleisch doch wieder im Kamin, wo es vorher war! Mit Appetit würde er ja doch nicht dabei sein. Nun, er hatte es ja auch nicht in erster Linie um seinetwillen getan, Frau und Kinder sollten wieder einmal etwas Beseres haben, so redete er sich ein.

Etwas abseits in der Gartenwirtschaft hatten einige Jungburischen eine Scheibe aufgestellt, um sich im Flobertschießen zu üben. Eben machten sie eine Pause. Einige kamen herzu und fingen den Kaminfeiger zu necken an. Sonst blieb er in solchen Fällen nichts schuldig, er konnte zünftig zurückgeben und heimzahlen, wenn es sein mußte, aber diesmal war er nicht in der Laune dazu. Einer der Burschen gab ihm einen leichten Schlag auf seinen Zylinder mit seinem Flobert. Angstlich griff er darnach und drückte ihn noch fester an. Das reizte den jungen Mann noch mehr. Ob er einmal den Tell machen solle, er möchte ihm durch seinen Hut schießen? Ohne auf das ängstliche Abwehren zu achten, begab er sich